

Kant und Schiller : Kantisches und Antikantisches in Schillers Gedichten [Fortsetzung]

Autor(en): **Egger, J.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **3 (1917)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-532065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer-Schule

Wochenblatt der katholischen Schulvereinigungen der Schweiz.

Der „Pädagogischen Blätter“ 24. Jahrgang.

Schriftleiter des Wochenblattes:

Dr. P. Veit Gadiant, Stans
Dr. Josef Scheuber, Schwyz
Dr. H. P. Baum, Baden

Beilagen zur Schweizer-Schule:

Volksschule, 24 Nummern
Mittelschule, 16 Nummern
Die Lehrerin, 12 Nummern

Geschäftsstelle der „Schweizer-Schule“: Eberle & Rickenbach, Einsiedeln.

Inhalt: Kant und Schiller. — Aus meinem Schulgarten. — Der Kubikmeter „Klapp“ und die Einprägung der Flächen- und Körpermaße. — Ein Elternabend. — Jugend- und Volksmaler. — Schulnachrichten. — Bücherchau. — Lehrerzimmer. — Inserate.

Beilage: Volksschule Nr. 12.

Kant und Schiller.

Kantianisches und Antikantianisches in Schillers Gedichten.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Sarnen.

(Fortsetzung.)

Dadurch daß Kant die menschliche Erkenntnis bloß auf das sinnlich Wahrnehmbare beschränkt, hat er den menschlichen Geist ein für allemal ausgewiesen aus seiner angestammten Heimat, ihm den Zutritt versperrt ins „schöne Wunderland“, wohin es ihn immer wieder mit Macht zieht, wo er allein sich frei und glücklich fühlt. Diesem Gedanken leiht Schiller Ausdruck im schönen Gedichte: „Die Sehnsucht“. Kant hat dem menschlichen Geiste die „Schwingen, die Flügel“ beschnitten, so daß er sich nicht erheben kann auf die Sonnenhöhen der Wahrheit, sondern weilen muß in „des Tales Gründen, wo der kalte Nebel drückt“. Er hat dem „Rachen“ den „Fährmann“ genommen, der den Menschen hinüber führen könnte über den Strom dieser Zeitlichkeit ins Sonnenland der Wahrheit.

Diesen letzteren Gedanken führt Schiller weiter aus in dem Gedichte „Der Pilgrim“, das mit den Worten schließt:

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier.

Durch seine Kritik der reinen Vernunft hat Kant den „Steg“, der Himmel und Erde, Diesseits und Jenseits, Zeitlichkeit und Ewigkeit verbindet, niedergerissen: „Und das Dort ist niemals hier“. Wenn Schiller in seinem Wilhelm Tell den

Gedrückten hinaufgreifen läßt in den Himmel, um seine ewigen Rechte von dort herunterzuholen, so ist das nach Kant ein vergebliches Bemühen. Denn jede Verbindung zwischen Himmel und Erde ist abgebrochen: „Das Dort ist niemals hier.“

Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen;
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Rachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund (Das Ideal und das Leben).

„Und kein Anker findet Grund“. Dies ist das Thema des bekannten Gedichtes: „Die Größe der Welt“. Schiller läßt einen Wanderer das Weltall durchfliegen, um Anker zu werfen, „wo kein Hauch mehr weht und der Markstein der Schöpfung steht“. Mitten im Weltall trifft dieser Wanderer mit einem Pilger zusammen, der von der entgegengesetzten Seite der Welt kommt und dem gleichen Ziele zustrebt. Es entspinnt sich nun zwischen beiden folgendes Gespräch:

Pilger: „Halt an! Waller, was suchst du hier?“

Wanderer: „Zum Gestade der Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.“

Pilger: Steh! du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!“

Wanderer: „Steh! du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder, Ablergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin Phantasie
Wirf ein mutloses Anker hie!“

In echt kantischer Weise bleibt auch hier der Menscheng Geist in der Materie, in der Erscheinung stecken und vermag sich nicht zu demjenigen zu erheben, von dem die ganze Weltenprozession ihren Ausgang genommen, zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, in den die Vernunft allein ihren Anker auswerfen kann. Die Größe der Welt und die Wunder der Schöpfung zwingen den menschlichen Geist keineswegs, seine Flügel niederzulassen, veranlassen ihn vielmehr, sich aufzuschwingen zu demjenigen, der sie ins Dasein gerufen und sie trägt und erhält mit dem Worte seiner Kraft, ein Halleluja anzustimmen auf den „Schaffenden“, wie es Klopstock in seiner „Frühlingsfeier“ tut, oder einen Hymnus zu singen auf die Allgegenwart und Vorsehung Gottes mit den erhabenen Worten des Psalmisten: „Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste und wohin fliehen vor deinem Angesichte? Steige ich hinauf in den Himmel, so bist Du da, steig ich hinunter in die Hölle, so bist Du dort; nehme ich mir Flügel von der Morgenröte und wohne am äußersten Ende des Meeres, so ist auch dahin deine Hand mir Führerin und hält mich deine Rechte“ (Ps. 137, 7 ff.).

Der Grund, warum Schiller den Menschen mitten im Weltall „ein mutloses Anker“ werfen läßt, ist sein falscher Gottesbegriff. Nachdem er den frommen Glauben seiner Kindheit verlassen, oder, wie er selbst wehmütig gesteht, nachdem ihm „die heiteren Sonnen, die seiner Jugend Pfad erhellt, erloschen waren“, hat er sich nie mehr zu einem klaren Gottesbegriff durchgerungen. An die Stelle Gottes trat ihm vielfach die Kunst, welcher er Aufgaben zuwies, die nur die Religion zu lösen vermag. Das Verschwommene des kantischen Gottesbegriffes finden wir auch bei Schiller. Am klarsten spricht sich Schiller über das Wesen Gottes aus in seinem Gedichte „Die Freundschaft“ das also schließt:

Freundlos war der große Weltenmeister,
 Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
 Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
 Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
 Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
 Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Dieser Gottesbegriff Schillers ist pantheistisch und erinnert auf den ersten Anblick eher an Spinoza als an Kant. Nicht, um den Menschen an seiner Seligkeit teilnehmen zu lassen, hat Gott den Menschen ins Dasein gerufen, wie die christliche Philosophie lehrt, sondern, um einem Mangel abzuhelpfen, den Gott in sich vorfand. Gott hatte nämlich keine Freunde und fühlte sich deshalb vereinsamt. Darum schuf er sich Freunde und legte sein ganzes Wesen in sie hinein, so daß er sich in ihnen wie in einem Spiegel betrachten kann.

Abgesehen davon, daß man den Gottesbegriff zerstört, wenn man Gott einen Defekt, einen Mangel haben läßt, wird in dieser Auffassung Schillers Gott mit dem Menschen auf gleiche Stufe gestellt, Gott wird vermenschlicht und der Mensch wird vergöttlicht, und so das Wesen beider aufgehoben.

Ferner können zur Illustration des Gottesbegriffes von Schiller noch Stellen aus ein paar anderen Gedichten herangezogen werden. So heißt es im Gedichte „Das Ideal und das Leben“:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavensinn, der es verschmäh't,
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 Auch des Gottes Majestät.

Und den „Genius“ läßt er zum Menschen im Naturzustand also sprechen:

Gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
 Dich kann die Wissenschaft nichts lehren, sie lerne von dir!
 Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Sträubenden lenket,
 Dir nicht gilt. Was du tust, was dir gefällt, ist Gesetz.
 Und an alle Geschlechter geht ein göttliches Machtwort:
 Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
 Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
 Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
 Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beug't,
 Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Auf den gleichen Ton sind einige Epigramme des Dichters gestimmt, z. B.: „Das eigene Ideal“, „Aufgabe“, „Inneres und Äußeres“, „Zeus und Herkules“ usw.

Aber, wendet man ein, die Ideen, wie sie in diesen Gedichten zum Ausdruck kommen, sind doch nicht kantisches Gut. Kant ist doch nicht Pantheist. Nein und ja! Es gibt kaum einen Philosophen, der mit dem Gottesbegriff einen solchen Dumbbug getrieben hat, wie Kant. Wenn Eduard von Hartmann der Philosoph des Unbewußten ist, so könnte man Kant den Philosophen des Unbestimmten nennen. Treffend bemerkt diesbezüglich Tilmann Pesch: „Im allgemeinen ist der Kantianismus einem Bahnhof vergleichbar. Wer hier vom Christenglauben her angekommen

ist, befindet sich in der Möglichkeit, nach verschiedenen Richtungen hin weiter zu fahren. Kant bietet Fahrbillets zum Materialismus wie zum Pantheismus, zum Deismus wie zum Positivismus. Man kann vom kantischen Standpunkt aus durch eine kleine Drehung dahin gelangen, alles in Bewußtsein, oder aber in Unbewußtes aufgehen zu lassen. Man kann mit den einen alles in bewegten Raum, oder mit anderen alles in empfindende Zeit auflösen. Das alles und noch viel mehr haben wir auf deutschem Boden erlebt. Wer aber den kantischen Schienenweg streng innehält, der wird nach wenigen Stationen ankommen beim vollendeten — Nihilismus.“

In seiner Kritik der reinen Vernunft verflüchtigt Kant den Gottesbegriff zu einer Idee, die in der menschlichen Vernunft haftet ohne jede Unterlage und Korrespondenz in der Wirklichkeit. Hätte Kant konsequent sein wollen, so hätte er seine Finger von der Ethik lassen müssen, denn eine Ethik ohne Metaphysik ist ebenso unmöglich, wie ein Haus ohne Fundament. Aber da es nun einmal eine Ethik gibt, so lange es Menschen gibt, so hat sich Kant mit dieser Tatsache doch abfinden müssen. Nun aber hatte Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft die drei Pfeiler der Ethik: Gott, Unsterblichkeit und Willensfreiheit niedergedrückt, und so war er gezwungen, der Ethik eine neue Grundlage zu geben. Und er konnte ihr keine andere geben, als die sie seit uralten Zeiten besaßen, er mußte die Willensfreiheit, die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes postulieren, sie als Glaubenssätze erklären.

Aber was ist das für ein Gott, den Kant postuliert? Es ist nicht der wirkliche, persönliche Gott, Maßstab und Norm der Sittlichkeit und oberster Gesetzgeber der Menschen. Denn das Sittengesetz gibt sich der Mensch selbst und erfüllt dasselbe nicht etwa aus Liebe zu Gott, sondern lediglich aus Achtung vor dem Gesetze. Gott ist nicht das letzte Ziel des Menschen, sondern das letzte Ziel des Menschen besteht in der absoluten Heiligkeit der Tugend und der aus ihr hervorgehenden Glückseligkeit, zu der sich der Mensch im Jenseits „in einem ins Unendlich gehenden Progressus“, d. h. in einem Fortschreiten ohne Ende, hinbewegt. Heiligkeit und Glückseligkeit des Menschen stehen aber nicht in notwendigem, innerem Zusammenhange, dadurch, daß der Mensch heilig ist, ist er noch nicht glücklich. Es muß also ein Wesen angenommen werden, welches die Übereinstimmung zwischen der Tugend oder Heiligkeit und der Glückseligkeit des Menschen bewirkt; und dies Wesen ist Gott.

So spielt Gott im ethischen Systeme Kants lediglich die Rolle eines Notbehelfers und Lückenbüßers. Während Gott tatsächlich der Mittelpunkt der sittlichen Ordnung ist und das ganze sittliche Handeln des Menschen beherrscht, wird in der kantischen Ethik der Mensch an die Stelle Gottes gesetzt, und Gott an die äußerste Peripherie moralischer Betätigung hinausgedrängt. Gott spielt in der Ethik Kants eine ähnliche Rolle wie die Göttin Athene in Euripides' Iphigenie in Tauris, oder der Halbgott Herakles in Sophokles' Philoktet: Es ist ein Deus ex machina. Wie diese Dichter die Gottheit am Schlusse der Handlung auftreten lassen, um mit der Handlung fertig zu werden, so läßt Kant im Jenseitsstadium des Menschen Gott auf der Bildfläche erscheinen, um die Dissonanz zwischen der

Heiligkeit und Glückseligkeit des Menschen in Harmonie aufzulösen. Dazu bringt dieser Gott nur eine Sisyphusglückseligkeit des Menschen zu stande, d. h. eine Glückseligkeit, zu deren Erlangung durch alle Ewigkeit hindurch ein Anlauf genommen, die aber nie erreicht wird. Daß die Anweisung einer so unwürdigen Rolle nicht eine Rehabilitierung, sondern eine Degradierung Gottes ist, braucht nicht weiter gesagt zu werden. Besser, die Existenz Gottes frischweg leugnen, als sie postulieren, um mit dem Wesen Gottes einen solchen Unfug zu treiben.

Aber wie stellt sich Kant Gott vor? Als etwas wesentlich vom Menschen Verschiedenes, als etwas außer und über dem Menschen Stehendes, oder als etwas, das im Menschen und durch den Menschen tätig ist? Auf diese Frage hat Kant in seinen „letzten Gedanken“ klar und deutlich geantwortet, wenn er sagt: „Gott ist nicht ein Wesen außer mir, sondern bloß ein Gedanke in mir . . . ich bin im höchsten Wesen, ich sehe mich selbst in Gott, der in mir gesetzgebend ist. Ich der Mensch bin selbst dies Wesen.“ „Gott hat durch die Erschaffung des Menschen seine Existenz in der Welt verwirklicht, sich eine Stätte in der Welt bereitet und ein geistiges Band geschlungen zwischen dem göttlichen Wesen und der materiellen Natur. Eine Welt ohne Menschen wäre eine Welt ohne Gott.“

Dieser letzte Gedanke sagt in Prosa ganz das Gleiche, was Schiller in der oben zitierten Stelle aus dem Gedichte: „Die Freundschaft“ poetisch zum Ausdruck gebracht hat. Es ist der vollendete Pantheismus: Gott ist Mensch, und der Mensch ist Gott.

(Schluß folgt.)

Aus meinem Schulgarten.

Von Eugen Rosenberger.

Tulpen.

Die Tulpe lockt durch eine große in prächtigen Farben glühende Krone. Und gehst du hin zu ihr, so findest keinen Wohlgeruch, keinen Kelch, alles war Täuschung, Lug und Trug. Die Tulpe scheint mir eine lebendige Lüge. Im Garten der Schule gedeihen diese Tulpen gar oft recht üppig und doch ist an einem Kinde, überhaupt an jedem Menschen nichts mehr zu verabscheuen als die Lüge, denn selten kommt die Lüge allein.

Junge Leute, die sich das Lügen aus irgend einem Grunde zur Gewohnheit gemacht haben, Franken gewöhnlich auch an andern sittlichen Gebrechen und verfallen leicht in diesen oder jenen Fehler, glauben sie doch, durch eine dreiste Lüge alles verdecken und bemänteln zu können. Der Lügner wagt bald nicht mehr, sich selbst zu sein, muß er ja beständig die Mitwelt über sein tiefstes Innere täuschen, sein Gesichtsausdruck verliert jedes Bekenntnis, alles Persönliche. Dante schildert mit tiefer Wahrheit die Lügner in der Hölle als Menschen ohne Gesichter.

Doch ich wollte von meinen jungen Tulpen erzählen!

Da ist ein Mädchen. Ganz unbefangen erzählt es von zu Hause, von seinen Gespielinnen usw. allerlei Ergötzliches, und wenn ich genau hinhörche, so finde ich sogleich heraus, daß viel Unwahrheit in dem Erzählten liegt. Ist nun das Mädchen eine Lügnerin? Ich glaube nicht. Es weiß selbst nicht, daß es lügt. Der